

Scheiternde Begriffe

Dezentrieren als Praxis empiriegestützter Theoriebildung

Zusammenfassung: Der Beitrag plädiert dafür, sich mit den Möglichkeiten einer dekolonialen und damit tatsächlich globalen Praxis empiriegestützter Theoriebildung auseinanderzusetzen. Dafür wird die bestehende deutschsprachige Diskussion zum Verhältnis von Theorie und Empirie aufgegriffen. Es wird gefragt, welche Rolle Begriffe im qualitativen Forschungsprozess haben und welche Widerstände empirische Felder den an sie herangetragenen Begriffen entgegenbringen können. Auf dieser Grundlage wird ein dreischrittiges Argument über das Scheitern bestehender Begriffe in konkreten empirischen Feldern als grundlegende Methode der Begriffsbildung ausgearbeitet: Erstens wird aufgezeigt, dass es überraschend stabile Mechanismen der Selbstimmunisierung gegen ein solches Scheitern bestehender Begriffe gibt. Zweitens wird argumentiert, dass Begriffe scheitern, wenn die Auseinandersetzung mit einem empirischen Feld offensichtlich macht, dass sie nur in einer anderen historisch-kulturellen Situation Evidenz erlangen konnten. Als historisch-kultureller Spezialfall werden die Begriffe selbst zur Empirie. Drittens wird nach der Möglichkeit der Entwicklung neuer Theorien gefragt. In Ergänzung zu den bisher oft rein auf der Theorie-Ebene geführten Debatten zur Notwendigkeit von *Southern Theories*, wird das Dezentrieren als Praxis empiriegestützter Theoriebildung fokussiert. Dieses dreischrittige Argument wird anhand der Rekonstruktion eines eigenen Forschungsprozesses in einem qualitativen Forschungsprojekt zu vernakulären Grundlagen für Sozialkritik, Protest und Selbst-Transformation in Frauenorganisationen im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu entwickelt.

Stichworte: dezentrieren, dekoloniale Theorie, Southern Theory, Theoriebildung, Empirie-Theorie-Verhältnis

Failing Concepts

Decentering as a Practice of Empirically Grounded Theory Formation

Abstract: This article advocates for exploring the possibilities of a decolonial – and thus genuinely global – practice of empirically grounded theory formation. It draws on the existing German-language debate on the relationship between theory and empirical research and asks what role concepts play in qualitative research processes, and what forms of resistance empirical fields can offer to the concepts imposed on them. On this basis, the article develops a three-step argument that shows how

conceptual failure in concrete empirical contexts can serve as a generative method of concept formation. First, there are surprisingly stable mechanisms of self-immunization that shield existing concepts from failure. Second, concepts fail when engagement with an empirical field reveals that their plausibility was dependent on a different historical-cultural context. In this sense, concepts themselves become empirical data as historically specific artifacts. Third, the article explores the possibility of developing new theories. In contrast to existing debates around Southern Theory, which often remain on the level of theory critique, it proposes decentering as a concrete practice of theory-building grounded in empirical research. The argument is developed through the reconstruction of a qualitative research process on vernacular foundations of social critique, protest, and self-transformation in women's organizations in the South Indian state of Tamil Nadu.

Keywords: decentering, decolonial theory, Southern Theory, theory formation, relationship between theory and empirical research

1. Einleitung

Raewyn Connell argumentierte 2006, dass die allgemeine soziologische Theorie eine geopolitische Komponente habe (Connell 2006). Sie forderte als Konsequenz daraus, nach neuen Theorien und soziologischen Begriffen zu suchen, die ihren Entstehungskontext im Globalen Süden haben (Connell 2011). Wurde das von Connell so prägnant formulierte Anliegen auch vorher schon vereinzelt eingefordert (z.B. Randeria 1999), sind spätestens seitdem etliche Publikationen entstanden, in denen Wege gesucht werden, eine tatsächlich ‚globale‘ Soziologie zu betreiben oder *Southern Theories* zu entwickeln, z.B. in Monographien (Bhambra 2014) oder in Form von Handbüchern oder Sammelbänden (Bueno et al 2023; Bhambra et al 2024; Santos/Ruvituso 2024). Auch die Gegenüberstellung von ‚Süd‘ und ‚Nord‘ wird wieder kritisiert und es wird, ganz im Sinne einer Fokusverschiebung auf „Verflechtungsgeschichten“ (Conrad/Randeria 2002) oder auf *Creolizing* als Methode (Parvulescu/Boatcă 2022), vorgeschlagen, stattdessen von „translokaler Theoriebildung“ zu reden (Hussein de Araújo 2015).¹ Trotz dieser vielfältigen Beiträge wurde bisher weniger systematisch darüber diskutiert, was solche Einsichten über die historisch-kulturelle und geopolitische Verortung bestehender soziologischer Begriffe konkret für qualitative, empiriegestützte Prozesse der Theoriebildung bedeuten (für erste Überlegungen siehe aber Becker/Burchardt 2023). Diese Lücke ist gravierend,

1 Ich verwende hier vorerst weiterhin die Begriffe ‚Nord‘ und ‚Süd‘. Sie sind verkürzend, weil sie die Tendenz befördern, die jeweiligen Kontexte als homogen zu betrachten, und problematisch, weil sie nicht auf vorhandene Prozesse der Verflechtung verweisen. Begriffe wie ‚translokale Theoriebildung‘ (Hussein de Araújo 2015) oder ‚connected sociologies‘ (Bhambra 2014) erfassen allerdings nicht die bestehenden Ungleichheiten in der Wissensproduktion und überblenden womöglich die für den vorliegenden Artikel zentrale Leerstelle, dass Theoriebildung ‚aus dem Süden‘ – ganz im Gegensatz zur ‚Northern Theory‘ – oft nicht zugestanden wird, auch über ihre Entstehungskontexte hinweg relevant zu sein.

weil bestehende soziologische Begriffe ein zentrales Moment ausmachen, um im qualitativen Forschungsprozess den Blick auf das Untersuchungsfeld vorzustrukturieren und zu fokussieren.

Die verhaltene Diskussion über das Wirken soziologischer Begriffe in empiriegestützten Prozessen der Theoriebildung im Globalen Süden reflektiert zum einen grundsätzliche Probleme des wechselseitigen Verhältnisses von Theorie und Empirie. Der von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann herausgegebene Band „Theoretische Empirie“ schrieb 2008 gegen eine solche zugespitzte Arbeitsteilung zwischen qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung an (Kalthoff et al 2008). Monika Wohlrab-Sahr konstatierte 2018 eine Theoriearmut innerhalb der qualitativen Forschung und parallel eine Selbstimmunisierung gegen empirische Prüfung aufseiten derjenigen soziologischen Forschungsrichtungen, die sich als theoretisch oder zeitdiagnostisch verstehen (Wohlrab-Sahr 2018). Für die nur langsam anlaufende Diskussion über eine gezielt dekoloniale und damit tatsächlich globale Praxis empiriegestützter Theoriebildung ist zum anderen aber auch eine lange tradierte Trennung zwischen den Zuständigkeitsräumen von Soziologie und Ethnologie verantwortlich, die Shalini Randeria als „Disziplinierung der Kolonialbeziehung“ (Randeria 1999: 375) beschrieb. Diese beginnt langsam aufzubrechen: Zunehmend gewinnen auch in der deutschsprachigen qualitativen Soziologie empirische Studien zu vorher nur als Peripherie wahrgenommenen Weltregionen an Präsenz (wegweisend immer noch: Matthes 1985; aktueller z.B.: Berger 2020; Meinhof 2021; Becker/Burchardt 2023). Damit ist die Zeit hoffentlich gekommen, um auch über das in der qualitativen Methodendebatte bisher vernachlässigte Anliegen zu diskutieren, eine dekoloniale Praxis empiriegestützter Theoriebildung zu etablieren.

Eine solche Debatte könnte aus zwei Gründen weiterführend sein. Erstens zeigen die Diskussionen zu *Southern Theory* oder zur Geopolitik allgemeiner Sozialtheorien sowie die bereits existierenden empirischen Studien, dass gerade in der Auseinandersetzung mit immer noch oft als peripher betrachteten Lebenswelten und dem akademischen Wissen, das in diesen Kontexten generiert wird, auch theoretische Impulse für die Weiterentwicklung soziologischer Grundfragen liegen. Zweitens ergeben sich aus dem Anspruch, zunehmend eine tatsächlich *globale* Soziologie zu betreiben, grundlegende Fragen, die auch der qualitativen Methodendebatte neue Impulse geben (Becker/Burchardt 2023; Vogl/Dreier 2025).

Der vorliegende Beitrag greift dieses doppelte Entwicklungspotential auf. Er überdenkt das Verhältnis von Theorie und Empirie im qualitativen Forschungsprozess auf der Grundlage eigener Erfahrungen während qualitativer Forschungen im süd-indischen Bundesstaat Tamil Nadu. In einem ersten Schritt (2. Abschnitt) werden bereits diskutierte Annahmen zur Funktion von Begriffen als Heuristiken zur Strukturierung von Fragerichtungen im qualitativen Forschungsprozess sowie zum möglichen ‚Widerstand‘, den empirische Felder theoretischen Begriffen entgegen-

bringen können, erörtert. In einem zweiten Schritt (3. Abschnitt) wird dargelegt, warum das Verhältnis zwischen Feld, Forschenden und Begriffen auf ein zentrales Erkenntnisproblem verweist. Ein erhoffter ‚Eigensinn‘ empirischer Felder, der Begriffen widerständig gegenübersteht, kommt aufgrund von Mechanismen der Selbstimmunisierung gerade (aber nicht nur) bei Forschungen im Globalen Süden oft nicht zum Tragen. Als eine mögliche Strategie gegen solche Mechanismen schlage ich das Scheitern von Begriffen vor und identifiziere es an der Stelle, wo Begriffe selbst zur Empirie werden und somit nicht mehr als heuristische Anker taugen. Werden solche historisch-kulturell spezifisch situierten Begriffe weiter als Heuristiken verwendet, machen sie anfällig dafür, Selbstbilder zu perpetuieren und die im Feld relevanten (Be-)Deutungen zu überdecken. Ich zeige dann, inwiefern das Scheitern von Begriffen im Anschluss neue Theoriebildung ermöglicht. In einem weiteren Schritt (4. Abschnitt) plausibilisiere ich diese Struktur begrifflichen Scheiterns zwischen Selbstimmunisierung, Scheitern und neuem Theoretisieren anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung zu vernakulären Grundlagen für Sozialkritik und Protest in südindischen Frauenorganisationen. Abschließend (5. Abschnitt) fasse ich das Argument zusammen und mache durch eine knappe Reinterpretation bestehender Forschungen zum Distinktions-Begriff deutlich, dass sich die beschriebene Problematik bei ganz verschiedenen gelagerten Begriffen zeigen kann.

2. Begriffe als Heuristiken, gegen die der ‚Eigensinn‘ des Feldes wirkt

Die Idee dieses Artikels – das Scheitern von Begriffen als eine Technik soziologischer Begriffsbildung zu sehen – basiert ganz generell auf der Annahme, dass Begriffe in Prozessen der Theoriebildung vor allem einen heuristischen Nutzen haben und damit grundlegend unabgeschlossen sind (z.B. Swedberg 2016). Durch die Unterscheidung von verschiedenen Typen von Theorien (Abend 2008) und den Fokus auf die Prozesshaftigkeit von Theoriebildung, auf *theorizing* (Swedberg 2016), wurde in bestehenden Publikationen herausgestellt, dass Begriffe einen Werkzeugcharakter haben: Sie dienen wie jedes Wissen einer (Selbst-)Verständigung in einer spezifischen Welt und greifen dabei auf ererbte Begriffsbestände zurück. Wissenschaftsgeschichte arbeitet immer eine solche Prozesshaftigkeit von Begriffen heraus. Um zu betonen, dass Begriffe beständig neu justiert und überprüft werden müssen, zieht Richard Swedberg beispielhaft Max Webers Idealtypus oder Herbert Blumers *sensitizing concepts* heran (Swedberg 2016: 27f).

Geht man davon aus, dass soziologische Begriffe vor allem einen heuristischen Nutzen haben, dann kommt im Feld der qualitativen Zugänge expliziter das Verhältnis von Empirie und Theoriebildung in den Blick. Inwiefern qualitativ-empirische Studien einen Weg in Richtung Theorie weisen, ist ein Grundproblem qualitativer Forschungszugänge – genauso wie die Frage, auf welche Weise bestehende soziologische Begriffe und Konzepte im Forschungsprozess und im Prozess empiriegestützter Theoriebildung relevant werden. Es besteht weitgehend Konsens darüber, dass

soziologische Begriffe unverzichtbar sind, um den Blick auf die empirischen Gegenstände zu lenken und zu fokussieren. Sie sind damit auch ein wichtiger Faktor in Prozessen der Theoriebildung in Konfrontation mit der Empirie. Jörg Strübing macht zum Beispiel deutlich, dass jede Formulierung einer Theorie im Forschungsprozess provisorisch bleibt, Theorie also als Prozess zu verstehen sei (Strübing 2014: 62). *Sensitizing concepts* im Prozess der Entwicklung einer Grounded Theory hätten somit die Funktion, Untersuchungsperspektiven zu generieren und Fragen an den empirischen Gegenstand zu entwickeln (Strübing 2014: 29). Denkt man weiter in Richtung der Aggregation der empirischen Ergebnisse zu theoretischen Erkenntnissen, stößt man beispielsweise auf Wohlrab-Sahrs Forderung, „integrative Konzepte“ aufzugreifen oder zu entwickeln, „die Studien über enge Gegenstandsbereiche hinaus verbinden und aufeinander beziehen könnten“ (Wohlrab-Sahr 2018: 36). Einige der Beispiele, die sie nennt, sind Bourdieus „Distinktion“, Goffmans „totale Institution“ oder Webers „protestantische Ethik“ (ebd.). Solche integrativen Konzepte seien als Idealtypen zu verstehen, die den Vergleich empirischer Phänomene organisieren können (Wohlrab-Sahr 2018: 43) – sie seien jedoch keine „Vorbilder [...] [die] eine Art idealen Maßstab vorgeben“ (Wohlrab-Sahr 2018: 44).

Im Selbstverständnis qualitativer Ansätze markiert das Interesse an soziologischer Theoriebildung insgesamt gerade eine Differenz zu quantitativen Ansätzen (z.B. Hirschauer 2008: 165). Die genauen Pfade der Theoriebildung und der wechselseitigen Beeinflussung von Theorie und Empirie sind aber wesentlich schwieriger zu bestimmen. Einen Aufruf, hierüber nachzudenken, startete das Netzwerk Empirische Kulturosoziologie (NEK) mit dem Sammelband „Zum Verhältnis von Empirie und kulturosoziologischer Theoriebildung“ (Böcker et al 2018). Wohlrab-Sahr konstatiert in dem entsprechenden Band gleich für verschiedene methodische Ansätze eine Theoriearmut empirischer Studien:

Fallstudien und Ethnographien enthalten zwar viel Theoretisierung im Detail, aber diese verdichtet sich eher selten zu weiterreichenden Aussagen. Und Typologien als ein wichtiger Weg zur Generalisierung auf qualitativer Grundlage gruppieren oft nur das Material, ohne tatsächlich den Weg in Richtung Theorie zu weisen. Insofern ist der Verweis auf „Grounded Theory“, so sehr ich ihn im Prinzip unterstütze, oft nicht viel mehr als Rhetorik. (Wohlrab-Sahr 2018: 42)

Es stellt sich also trotz des grundsätzlichen Theorieinteresses qualitativer Zugänge die Frage, welche Rolle die Unabgeschlossenheit von theoretischen Begriffen in empirischen Studien spielt und wie genau man Begriffe im Rahmen solcher qualitativen Forschungszugänge dann neu prägen, verschieben oder scheitern lassen kann.

Eine oft zitierte Idee in diesem Problemzusammenhang ist, dass das Feld und die gesammelten empirischen Daten einen Eigensinn besitzen, der den an sie herangetragenen theoretischen Begriffen widerstehen kann. Diese Annahme wird zum Beispiel unter dem Stichwort „starker Empiriebegriff“ verhandelt (Strübing et al 2018: 87; Kalthoff/Hirschhauer 2022: 340). Strübing und Kolleg*innen setzen in ihrer Diskussion von Gütekriterien qualitativer Forschung voraus, dass die meisten qualitativen Zugänge mit einem solchen Empiriebegriff arbeiten (Strübing et al.

2018: 91) und somit darauf zielen, die ‚Widerständigkeit‘ und den Eigensinn des Untersuchungsfeldes ernst zu nehmen:

In einem emphatischen – d. h. über flüchtige kommunikative Kontakte hinausgehenden – Sinne ‚empirisch‘ kann hier etwa heißen: maximal zum Erleben eines sinnstiftenden Subjektes hin geöffnet (das Ethos der Narrationsforschung), minutiös in Echtzeit aufgezeichnet (das Ethos der Interaktionsforschung) oder durch eigene, sich dem Feld aussetzende Teilnahme an Praxis selbst miterlebt (das Ethos der Ethnographie). In all diesen Fällen gibt es eine Präferenz für maximal widerständige Datentypen, die sich nicht leicht theoretischen Vorgaben subsumieren lassen. (Strübing et al. 2018: 87)

Durch den Anspruch, die Logiken und den Eigensinn des Untersuchungsfeldes ernst zu nehmen, stehen qualitativ-empirisch gestützte Prozesse der Theoriebildung einer Zuordnung zu einzelnen Theorieschulen antithetisch gegenüber, auch wenn dies in der Praxis manchmal anders gehandhabt wird. Stattdessen, so zum Beispiel Herbert Kalthoff und Stefan Hirschauer, entstünden die theoretischen Ergebnisse „in der vorrangigen Sorge um die ‚richtige‘ oder ‚passende‘ Theorie in Bezug auf das empirische Material“ (Kalthoff/Hirschauer 2022: 342). Die ‚passende‘ Theorie in Bezug auf das Untersuchungsfeld bzw. den Gegenstand kann dann auch in ungewöhnlichen Kombinationen, zum Beispiel aus Theorietraditionen, die vorher eher als gegensätzlich verhandelt wurden, gefunden werden. Darin dass sie, wenn ihre Prämissen ernst genommen werden, einer theoretischen Schulenbildung entgegen steht, besteht ein besonderes Innovationspotenzial empiriegestützter Theoriebildung. Soziologische Begriffe, die, wie oben betont, Grundlage für jeden qualitativ-empirischen Forschungszugang sind, werden dadurch im Forschungsprozess im Idealfall gleich mehrfach herausgefordert: Durch ihre Kontrastierung mit konkurrierenden Begriffen aus verschiedenen Theorieschulen, deren Plausibilität in Bezug auf den Gegenstand zumindest geprüft werden muss, sowie dadurch, dass sie mit dem konkreten Untersuchungsfeld konfrontiert werden.

3. Das Scheitern von Begriffen als Weg zur Entwicklung neuer Theorie

Allerdings stellt sich im Anschluss die Frage, wie eine solche ‚Konfrontation‘ mit dem Feld und der Weg zum Verständnis des Eigensinns des Feldes für Forschende konkret aussehen kann. Das Verhältnis zwischen Forschenden, Begriffen und Feld rückt ein zentrales Erkenntnisproblem in den Blick: Woher wissen wir, dass wir einen Widerspruch zwischen Feld und Begriff auch erkennen?

Die These der Widerständigkeit empirischer Daten und Annahmen über das theoretische Potenzial qualitativer Ansätze ergeben sich aus ihrer interpretativen Ausrichtung (Knoblauch 2008): Es besteht die Hoffnung, subjektive Deutungen oder kulturelle Bedeutungen durch eine Zuwendung zum Feld erschließen zu können. Innerhalb der deutschsprachigen qualitativen Soziologie wird jedoch erstaunlich wenig thematisiert, welchen Grad an (z.B. kultureller) Differenz ein solches Verstehen noch verträgt (siehe auch Vogl/Dreier 2025). Es scheint vorausgesetzt zu werden, dass die methodischen Zugänge ein Verständnis auch kaum bekannter

Lebenswelten ermöglichen. ‚Fremdheit‘ wird oft sogar als Ressource verstanden, die es ermöglicht, eigene, routinierte Zuschreibungen von Sinn zu durchbrechen und den Zusammenhang verlangsamt und reflexiv zu betrachten. Gerade *Verstehensprobleme*, so die entsprechende Annahme, ermöglichen eine distanziertere, und damit weniger praktisch-nachvollziehende und stattdessen analytisch-erklärende Haltung (z.B. Kalthoff/Hirschauer 2022: 340; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 19). Kalthoff/Hirschauer beziehen sich dabei zum Beispiel auf die Verständnisprobleme und das daraus entstehende (dichte) Beschreiben der Ethnolog*innen (Kalthoff/Hirschauer 2022: 340); die objektive Hermeneutik zielt mit dem methodischen Verstehen darauf ab, einen Bruch zum praktischen Verstehen herbeizuführen (Oevermann 2001).

In der Ethnologie wurde jedoch schon in den 1980er Jahren eine Krise der bis dahin eher unreflektierten Annahme der Möglichkeit der Übersetzung zwischen Kulturen, und damit der Möglichkeit eines unproblematischen interkulturellen Verstehens, konstatiert (Clifford/Marcus 1986; Asad 1986). Stattdessen wurde herausgestellt, dass die ethnographische Interpretation immer auch eine Form der Selbstdarstellung („self-fashioning“) sei (Clifford 1986: 23f). Das stellt die Frage in den Raum, wann die Ergebnisse der Analysen mehr Aussagekraft über die Selbstbilder der Forschenden haben als über die subjektiven Deutungen der Beforschten oder über die (kulturellen) Bedeutungen im Feld. Diese Frage wurde insbesondere durch die postkoloniale Debatte, zum Beispiel nach Edward Saids Analyse des Orientalismus (Said 2003 [1978]), drängend. Auf jeden Fall lässt sich hier die Annahme anschließen, dass Verständnisprobleme und Nichtverstehen auch in qualitativ-soziologischen Forschungen nicht immer produktiv gewendet werden, sondern durch selbst-referentielle Bilder über ‚Andere‘ gefüllt werden können. Damit kann man davon ausgehen, dass einem Verständnis des Eigensinns eines empirischen Feldes in Ländern des Globalen Südens einiges entgegenstehen kann, auch wenn der Unterschied zwischen inter-kulturellem und intra-kulturellem Verstehen als graduell und nicht prinzipiell zu verstehen ist (Reichert 2021). Dazu kommt im Sinne der hier angebrachten Argumentation die Frage, welche Rolle bestehende Begriffe für ein mögliches Verstehen spielen. In einer Konstellation, die durch starke (kulturelle) Differenz zwischen dem Entstehungskontext der Begriffe und dem untersuchten empirischen Feld geprägt ist, nehmen die etablierten Begriffe oft keine eindeutige heuristische Funktion ein, wie ich jetzt zeige.

Abstrakter betrachtet führt die Problematik der verfügbaren oder vorstellbaren Lebens- und Erfahrungskontexte, vor deren Hintergrund Forschende Zugänge zum Feld erhalten, zu der Annahme, dass jedes Wissen situiert entsteht.² Eine sich daraus ableitende Frage ist, was diese Einsicht für *bestehende* Begriffe und Kon-

- 2 Hier tritt man unter anderem in die Fußstapfen einer langen feministischen Debatte. Donna Haraway prägte bekanntlich die Formulierung *situated knowledges* (Haraway 1988). Eine andere prominente Stimme ist Sandra Harding, die für eine *strong objectivity* plädierte: Die Berücksichtigung der eigenen Positionalität, so Harding, könne eher Wissensansprüche her-

zepte bedeutet, die wir als Heuristiken verwenden? Hirschauer argumentiert, unter anderem mit Bezug auf Haraway, dass wir immer mit der „Empiriegeladenheit von Theorien“ umgehen müssen (Hirschauer 2008: 168-173). Die situative Entstehungsgeschichte der Begriffe, Theorien und Konzepte ist also in sie eingeschrieben. Diese Einsicht lohnt es, genauer auszuformulieren.

Der Wissenschaftshistoriker Jon Agar kritisiert in seinem Buch „Science in the 20th Century and Beyond“ die Metapher des kulturellen, sozialen oder politischen „Kontextes“ von Forschung als Klischee und argumentiert stattdessen, dass Forschergemeinschaften in „working worlds“ agieren: „Working worlds are arenas of human projects that generate problems“ (Agar 2012: 3). Interessanterweise macht Agar damit einen Problem-Begriff fruchtbar, den man an pragmatistische Überlegungen anschließen kann. Er versteht jede wissenschaftliche Beschäftigung als Umgang mit und Beeinflussung von gesellschaftlich generierten Problemen – wenn auch genauer geklärt werden müsste, wie diese Probleme in die Welt kommen und inwiefern sie beispielsweise abhängig sind von kulturspezifischen Interpretationen.³ Agar sieht in der Beschreibung solcher Verbindungen zu *working worlds* die zentrale Aufgabe von Wissenschaftsgeschichte: „...we can make sense of modern science once we see it as structured by working worlds. It is a historian of science’s task to reveal these ties and to describe these relations to working worlds.“ (Agar 2012: 3)

Auch die Soziologie wird durch solche *working worlds* strukturiert: Wir bestimmen Zusammenhänge als ‚Problem‘, suchen nach ‚Feldern‘ in denen wir dieses untersuchen können und präsentieren dann ‚Lösungen‘ – zum Beispiel in der Form von Begriffen –, um das ‚Problem‘ zu verstehen und es somit auch als spezifisches Problem zu konsolidieren (Agar 2012: 3-6). Soziologische Konzepte, so könnte man in Anschluss an Rainer Schützeichel formulieren, können nur aus der Triangulation situierten Wissens entstehen (Schützeichel 2019: 223). Anders formuliert, soziologische Konzepte entstehen aus dem Bezug auf Probleme, die sich „unübersehbar, doch [...] je nur in einer bestimmten Erkenntnis- und Handlungsperspektive“ (Schützeichel 2019: 211) stellen.

Nimmt man also mit Agar an, dass wir als Soziolog*innen gesellschaftlich definierte Probleme bearbeiten und mit Schützeichel, dass sich uns diese immer nur aus einer „bestimmten Erkenntnis- und Handlungsperspektive“ stellen, ist die Notwendigkeit einer multiperspektivischen Sozialtheorie, wie Randeria sie schon in den 90er-Jahren forderte (Randeria 1999: 373), eigentlich selbst-evident: Das Zusammenführen verschiedener Perspektiven ist erforderlich, damit soziologische Konzepte möglichst aussagekräftig sind. Im Umkehrschluss müsste das auch bedeuten, dass die bestehenden Begriffe in ihrer erneuten Anwendung auf ganz anders

vorbringen, die legitimerweise Anspruch auf ‚Objektivität‘ erheben können als Wissensansprüche, die Neutralität behaupten (Harding 1995).

- 3 Axel Honneth (1998: 774) wirft diese Fragen in Bezug auf John Deweys Konzeptualisierung demokratischer Prozesse auf, für die der Problembegriff zentral ist.

gelagerte empirische Felder immer wieder in ihrer Begrenztheit sichtbar werden. Es müsste deutlich werden, dass sie den Problembereich, der sich im entsprechenden empirischen Feld zeigt nur aus *einer bestimmten* Perspektive beschreiben. Dies passiert aber erstaunlich oft nicht. Stattdessen machen sich die Begriffe in gewissem Sinn selbstständig und legen immer wieder ähnliche Erklärungen nahe. Weil die Begriffe in einer spezifischen *working world* ‚funktionieren‘, einem Geflecht aus etablierten Wissensbeständen, Problemdefinitionen und Lösungen, das recht stabil ist, entstehen ‚ökologische Nischen‘, in denen sie überleben. Die Geopolitik ist ihnen dabei eingeschrieben. Die Soziologie gilt als Wissenschaft, die die ‚moderne‘ Gesellschaft erforscht und erklärt. Als Soziolog*innen bearbeiten wir damit häufig ganz spezifische Probleme und tendieren zu spezifischen Problemdefinitionen. Für die Wissensproduktion über den, und zum Teil auch aus dem, Globalen Süden gilt noch konkreter, dass sie historisch rund um die Themen Kolonialismus, Imperialismus und später (sogenannte nachholende) Entwicklung und „Modernisierung“ gewachsen ist. In der auf diese Weise eurozentrisch-kolonialen *working world* der Soziologie gewinnen immer wieder ähnliche Erklärungen an Evidenz, die aufgrund der etablierten, differenzsetzenden Relationen plausibel werden.⁴ Diese Erklärungen werden durch vererbte soziologische Begriffe gestützt. Die Begriffe haben damit im qualitativen Forschungsprozess im Globalen Süden keine eindeutig heuristische Funktion, da sie ganz konkrete Mechanismen der Selbstimmunisierung *gegen* das Erkennen von Widersprüchen zwischen Feld und Begriffen stützen. Einen solchen Prozess der Selbstimmunisierung werde ich unten an einem konkreten Beispiel nachvollziehen.

Zuerst möchte ich aber fragen, wie wir mit Bezug auf die bisherigen Überlegungen zum Verhältnis von Forschenden, Begriffen und Feld die obigen Annahmen zu Begriffen als Heuristiken und zum ‚Eigensinn‘ des Feldes überdenken müssen. Wenn man mit dem Konsens der qualitativ-soziologischen Debatte weiterhin davon ausgeht, dass jeder Prozess empiriegestützter Theoriebildung notwendig bestehende soziologische Begriffe als Handwerkszeug braucht, sind wir aufgefordert, die Erkenntnis über die Situiertheit der Konzepte in aller Konsequenz in unsere Forschungspraxis einzubeziehen.⁵ Um die in die Begriffe eingeschriebene Prozesshaftigkeit wieder sichtbar zu machen, können wir in der ‚Konfrontation‘ mit dem Feld – entsprechend der Überlegungen Agars, dass wir in *working worlds* agieren

4 Hier hilft ein Vergleich mit Pierre Bourdieus „Kritik der theoretischen Vernunft“ (Bourdieu 1993) zur Verdeutlichung. Die Praxistheorie positioniert er explizit als „anti-intellektualistisch“, indem er intellektualistische Universalisierungen kritisiert, die klassische Sozialtheorien bestimmen (Bourdieu 1993). Er zeigte, wie immer wieder bestimmte Erklärungen evident werden, weil „das subjektive Verhältnis des Wissenschaftlers zur Sozialwelt und das objektive (soziale) Verhältnis als Voraussetzung dieses subjektiven Verhältnisses“ (Bourdieu 1993: 56) nicht mit analysiert wird.

5 Dies könnte auch Hirschauers Anliegen entsprechen, der beklagt, dass die Einsicht in die Empiriegeladenheit von Theorien „für das theoretische Tagesgeschäft in der Regel [...] ohne Konsequenz“ bleibt (Hirschauer 2008: 169).

– den Problemhorizont aufspannen, in dem der verwendete Begriff entstanden ist. Dieser Weg macht es sehr viel wahrscheinlicher, nicht den Mechanismen der Selbstimmunisierung aufzusitzen, weil der Begriff als *eine* mögliche, historisch-kulturell situierte Auseinandersetzung mit dem soziologisch zugleich bearbeiteten und mit-generierten Problem sichtbar wird. So rücken die Erkenntnis- und Handlungsperspektiven, vor deren Hintergrund die Begriffe entstanden sind, in den Blick. Aus einem Einbeziehen der situativen Entstehungsgeschichten ergibt sich die Möglichkeit, dass Begriffe scheitern: Der Begriff wird selbst zur ‚Empirie‘, wenn gerade die Auseinandersetzung mit dem Feld offensichtlich macht, dass er nur in einem *anderen* historisch-kulturellen Kontext Evidenz erlangen konnte. Begriffe können insgesamt als gescheitert gelten, wenn sie selbst zur Empirie werden und in der Konsequenz ihren heuristischen Nutzen für das konkrete Untersuchungsfeld ganz oder teilweise verlieren.

Vor dem Hintergrund des oben skizzierten Verhältnisses von Begriffen, Forschenden und Feldern im Globalen Süden rede ich vom Scheitern von Begriffen als möglicher *dekolonialer* Strategie der Theoriebildung. Ich rede vom Scheitern, um deutlich zu machen, dass das (oft auch begründete und legitime) Überprüfen, (Neu-)Justieren und Ausdifferenzieren von Begriffen an seine Grenzen kommen kann. Die Theoriebildung auf dem Weg des Scheiterns von Begriffen muss insbesondere vom Kulturvergleich abgegrenzt werden. Eine solche Abgrenzung liegt nahe, da bestehende soziologische Begriffe aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte fast durchweg implizit einen Kulturvergleich aufspannen, sobald sie in Bezug auf Untersuchungsfelder in Ländern des Globalen Südens eingesetzt werden. Dies wird von vielen nicht als Problem betrachtet. Swedberg zum Beispiel geht explizit davon aus, dass es für das Verständnis des japanischen Feudalismus hilfreich ist, zunächst den Idealtypus des westlichen Feudalismus heranzuziehen und den Blick so nur auf bestimmte Aspekte der japanischen Geschichte zu fokussieren (Swedberg 2016: 28). Dann kann das Konzept weiterentwickelt werden, oder wenn die Differenzen zu groß sind vielleicht ein neues Konzept entwickelt werden (ibid.). Es fällt auf, dass die Entstehungsgeschichte der Konzepte zwar thematisiert wird („westlicher Feudalismus“), es aber im Unschärfe bleibt, welche Konsequenz diese Einsicht für die theoriebildenden Aspekte des Forschungsprozesses hat. In der Diskussion zum Kulturvergleich wurde kritisiert, dass die Setzung des *tertium comparationis* einer der problematischsten Aspekte ist – bestehende soziologische Begriffe setzen durch ihre Entstehungsgeschichten fast durchweg einen „asymmetrischen“ (Cappai 2005: 71) Ansatzpunkt für den Vergleich. Diese Asymmetrie erklärt, warum der (implizite) Kulturvergleich über bestehende Begriffe besonders leicht in den Gestus der Selbstimmunisierung gerät: Empirische Widersprüche müssen die angebrachten Begriffe nicht irritieren, wenn der Fall beispielsweise als im Vergleich zum ‚westlichen‘ Typus ‚nachholender‘ Prozess oder als in bestimmten Aspekten abweichender Typus verortet wird.

Das Scheitern von Begriffen weist einen anderen Weg in Richtung neuer Theoriebildung. In einem ersten Schritt wird der ursprüngliche Begriff nicht mehr als Heuristik verwendet, sondern selbst als ‚Empirie‘ verstanden und in Bezug auf seinen relevanten Problemhorizont eingeordnet. In einem zweiten Schritt kann auf dieser Grundlage und in der ‚Konfrontation‘ mit dem Feld einen neu gelagerter und weiter gefasster Begriff gefunden werden, der den ursprünglichen Begriff als historisch-kulturellen Spezialfall integriert. Diesen Weg der Theoriebildung kann man als Methode des Dezentrierens beschreiben – oder, mit Dipesh Chakrabarty, als Provinzialisieren (Chakrabarty 2000).⁶

Diese Grundidee beziehe ich in meinem Vorschlag konkret auf die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Empirie und Theorie im qualitativen Forschungsprozess in einem Feld im Globalen Süden. Was ich zunächst abstrakt formuliert habe, vollziehe ich daher im Folgenden anhand meiner eigenen Forschung zu Frauenorganisationen im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu nach.

4. Konfrontation mit dem Feld: Frauenorganisationen in Tamil Nadu

Für meine inzwischen abgeschlossene Doktorarbeit habe ich mich auf der Grundlage von narrativen Interviews rund um Protestsituationen sowie biografischen Interviews aus der Perspektive von Frauen aus informellen Siedlungen⁷ und Dörfern in Tamil Nadu mit lokal gegründeten, aber international finanzierten Frauenorganisationen beschäftigt (Vogl 2020). Mich haben dabei vernakuläre Grundlagen für Sozialkritik, Protest und Prozesse der Selbst-Transformation interessiert – was allerdings eine Eingrenzung des Problembereiches ist, zu der ich im Forschungsprozess erst kommen sollte, wie ich im Folgenden zeige. Ich rekonstruiere meinen eigenen Forschungsprozess in Bezug auf die oben beschriebenen drei Schritte: 1. Mechanismen der Selbstimmunisierung, 2. Scheitern der Begriffe, 3. Suche nach neuen Begriffen, die den vorherigen Begriff als Spezialfall integrieren. Dabei beziehe ich mich im ersten und zweiten Schritt auch auf andere Studien, die einen ähnli-

6 Die Forderung nach der Dezentrierung (sozial-)theoretischer Konzepte ist in den letzten Jahren in den Vordergrund gerückt (z.B. Bueno et al 2023; Medina/Harding 2025). Ein zentraler Baustein meiner Argumentation ist auch die schon relativ früh von Dipesh Chakrabarty formulierte Idee: „To ‘provincialize’ Europe was precisely to find out how and in what sense European ideas that were universal were also, at one and the same time, drawn from very particular intellectual and historical traditions that could not claim any universal validity.“ (Chakrabarty 2000) Eine dezentrierende Strategie der Theoriebildung muss nicht nur für empirische Forschungen im Globalen Süden relevant sein. Hirschauer argumentiert zum Beispiel, man erkenne mit historischem Abstand „den Eurozentrismus der Sozialtheorien von Kolonialgesellschaften [...] oder den Androzentrismus von Konzepten einer Profession, die Frauen lange ausschloß.“ (Hirschauer 2008: 169).

7 Informelle Siedlungen sind Siedlungen, die ohne offizielle Planung und Baugenehmigung entstanden sind, in denen Eigentumsrechte nicht gegeben oder stark umstritten sind und in denen häufig eine schlechte Bausubstanz (z.B. Wellblechhütten) und mangelhafte Infrastruktur (z.B. kein Anschluss ans Abwassersystem) vorhanden sind. Die informelle Siedlung, in der ich geforscht habe, existierte seit etwa hundert Jahren am Ufer eines Kanals im Süden Chennais.

chen Problembereich bearbeiten, um kontrastierende Umgangsweisen mit Begriffen im qualitativen Forschungsprozess in sehr ähnlich gelagerten Feldern aufzuzeigen. In einem letzten Schritt verdeutliche ich dann anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung die Argumentation.

4.1 Selbstimmunisierung

Ein Anlass dieses Artikels war, dass ich einige meiner ersten Notizen zur Doktorarbeit beim Aussortieren wieder in die Hand nahm. Anhand der Notizen lässt sich nachvollziehen, wie ich mit Rückgriff auf bestehende Begriffe auf der Suche nach einer Fragestellung war. Eine Überlegung, die ich formulierte, war, ob es mir vielleicht darum gehe, „verschiedene Wege der Emanzipation“ zu verstehen. Durch knapp ein Jahr Mitarbeit als Praktikantin in zwei verschiedenen Organisationen und einige Interviews mit Gründer*innen verschiedener Organisationen für die Magisterarbeit hatte ich damals bereits im Austausch mit der Leitungsebene und den Mitarbeiter*innen erste Einblicke in den Alltag der Organisationen gewonnen. Ich konnte aber zu dem Zeitpunkt nur einzelne Worte der lokalen Sprache (Tamil), und weil die Frauen aus den informellen Siedlungen und Dörfern fast durchweg kein Englisch sprachen, war mir recht unklar, wie sie die Organisationen bewerteten. Allerdings hatte ich trotz der Sprachbarriere einen ersten Eindruck von Stimmungen sowie einzelne Kommentare im Kopf, auch weil ich einige Freundschaften geschlossen hatte. Dieses erste Stimmungsbild ließ mich vermuten, dass die Zusammenarbeit zwischen Frauen in diesen Siedlungen und Dörfern und den Mitarbeiter*innen der Organisationen nicht immer reibungslos verlief. Während meiner Mitarbeit bei den NGOs bekam ich aber auch das Gefühl, dass viele Frauen sehr engagiert waren und sich tatsächlich gemeinsam für eine Verbesserung der Situation von Frauen einsetzten. An einem Abend in einem der Dörfer, in dem eine Frauengruppe sehr aktiv war, fasste ich meine Eindrücke beispielsweise zusammen: „Ein Dorf voller Feministinnen.“

Die Frage nach „verschiedenen Wegen der Emanzipation“ war also ein Versuch von mir, diese beiden Eindrücke – „alles Feministinnen“ und „starke Spannungen“ – aufzugreifen. Mit dem Begriff der Emanzipation, der einen stark normativen Impetus mitführt, gehen spezifische Vorannahmen einher. Dies sind Annahmen über Individuen, die sich ‚eigenständig‘, also frei von und gegen Unterdrückung oder Abhängigkeit, positionieren können – und dann auch sollen. Der Begriff der Emanzipation interagiert mit anderen Begriffen, die bei der Untersuchung von Frauenorganisationen, nicht nur im Globalen Süden, oft zentral gesetzt werden: *Empowerment*, *Agency* bzw. Handlungsmacht, Autonomie, Widerstand, Aktivität; oder die entsprechenden Gegenbegriffe, Machtlosigkeit, Zwang, Abhängigkeit, Unterdrückung, Passivität.

Mit dieser noch losen Fragestellung suchte ich dann nach bereits existierenden qualitativen Forschungen zum Thema und begab mich für eine erste Feldforschung

nach Südindien – also in die ‚Konfrontation‘ mit dem Feld. Hierbei entstanden zwei deutliche Eindrücke: 1. Wenn ich Frauen in informellen Siedlungen und Dörfern nach den NGOs fragte, ähnelten sich viele der Erzählungen oberflächlich betrachtet stark. 2. Solche Erzählungen fanden sich in zahlreichen bestehenden Forschungen zu Frauenorganisationen im Globalen Süden, oft in knappen, zielgerichteten Zitaten. Es entstand damit zunächst nicht besonders viel ‚Widerstand‘ zwischen den Begriffen, die ich verwendete, um den Blick auf die Empirie zu strukturieren, dem, was andere bereits herausgefunden hatten, und dem, was das Feld mir ‚zeigte‘. Die Summe der Erkenntnisse, die ich nach einiger Zeit gesammelt hatte, wirkte erstaunlich geschlossen für eine empirische Forschung, die doch eigentlich Überraschungen mit sich bringen sollte. Ich ging verschiedene Erklärungen hierfür durch. Eine mögliche Erklärung war, dass ich natürlich auf spezifische Weise positioniert wurde: Was konnte man mir überhaupt über die Probleme im Rahmen der NGOs oder im Alltag erzählen, war ich doch selbst als ‚foreigner‘ auf der Geldgeberseite der Organisationen zu verorten? Ich war somit einerseits strategische Gesprächspartnerin, andererseits aufgrund meiner kulturellen Distanz schwer von Begriff, was wiederum für meine Gesprächspartnerinnen wegen vorheriger Interaktionen erwartbar war.

Ich fand diese Geschlossenheit allerdings nicht nur in meiner eigenen Forschung. Mich beeindruckte auch bei empirischen Forschungsberichten aus unterschiedlichen ‚nicht-westlichen‘ Regionen, wie gleichförmig die Interpretationen konkreter Interviewzitate wirkten – und das selbst in ansonsten sehr interessanten Studien. Naila Kabeer zum Beispiel reflektiert den Begriff der Autonomie, indem sie nach „pathways of women’s empowerment“ fragt (was meiner Frage nach „verschiedenen Wegen der Emanzipation“ sehr nahe kommt): „autonomy may not hold universal appeal for women“ (Kabeer 2011: 526). Sie zitiert eine Frau, die zunächst herausstellt, wie stark sie mit „Traditionen“ gebrochen habe:

Before I could not move around at night time. Now we have broken this tradition. Here many women still wear burka but I do not. Why should I wear a burka when I am working? I have to work as a farm labourer, do physical work. Can I do this wearing a burka? (Kabeer 2011: 522)

Danach formuliert dieselbe Frau:

I am a person who has lost so much and now I have lost my husband. He has left me without any information. My children and I have been thrown into a sea of uncertainty. If he were here I would not suffer so much pain. (Kabeer 2011: 522)

Kabeer sieht zwischen diesen beiden Zitaten einen Widerspruch: Dass das Leben ohne Ehemann trotz der relativen „Autonomie“ – Kabeer verwendet diesen Begriff dann doch wieder affirmativ –, die die Frau gewonnen zu haben scheint, als so großes Leiden empfunden wird, lässt Kabeer schlussfolgern, dass „patriarchale Zwänge“ und ein „Mangel an Alternativen“ den Autonomiebestrebungen der Frauen entgegen stünden (Kabeer 2011: 525f). Ihre Analyse führt sie zu der Erkenntnis, dass

ein Muster der Selbst-Thematisierung welches individuelle Autonomie in den Vordergrund stellt, nicht für alle uneingeschränkt relevant ist.

Dass die beiden Sequenzen in Bezug auf die Frage der Autonomie widersprüchlich erscheinen, lässt aber eigentlich auch die Frage zu, ob es hier überhaupt um Autonomie, im Sinne eines liberalen Freiheitsideals, geht. Ohne Kenntnis ihrer Einbettung ins gesamte Interview ist es schwer, andere Lesarten aus diesen kurzen Sequenzen zu generieren. Einen ersten Hinweis könnte die Frage geben, wer das „Wir“ im Zitat ist, das „die Tradition“ gebrochen hat – warum taucht hier ein „Wir“ auf und nicht ein „Ich“, wie im ersten Satz? Und warum ist es dann doch nötig, relativ aufwändig zu legitimieren, dass die Burka nicht getragen wird? Und was bedeutet es, dass diese Legitimation gerade über Bezug auf die eigene Farmarbeit geschieht – also auf eine im Kontext möglicherweise gering geschätzte Arbeit, die, so könnte man zumindest annehmen, sowieso zum Überschreiten von kulturellen Regeln, z.B. in Bezug auf Geschlecht, zwingt?

Diese Fragen stellt Kabeer nicht und das führt uns zurück zu einer der zentralen Fragen des Beitrags: Kann der ‚Eigensinn‘ des Feldes gegenüber den angebrachten Begriffen zur Geltung kommen? In Kabeers Analyse zeigt sich ein Mechanismus der Selbstimmunisierung gegen das Scheitern bestehender Begriffe, der darin besteht, dass die entstehenden Widersprüche im Feld selbst verortet werden. Sie werden, so formulierte Martin Fuchs, „dem Anderen als sachliche Mängel“ angelastet (Fuchs 2005: 130). Dieser Mechanismus kommt interessanterweise zum Tragen, obwohl Kabeer die spezifische Situiertheit des Autonomiekonzeptes reflektiert. Ihre Analyse zeigt diesen Mechanismus der Selbstimmunisierung durch bestehende Begriffe: Sie identifiziert zwar einen Widerspruch in ihrem empirischen Material, aber verortet diesen Widerspruch im Feld selbst und nicht in einer Spannung zwischen Begriff und Feld.

Dieser Mechanismus der Selbstimmunisierung ist besonders wirkmächtig in der Beschäftigung mit Lebenswelten im Globalen Süden, wo Irritationen, die im Wechselverhältnis von begrifflichen Heuristiken sowie Beobachtungen und Interaktionen im Feld entstehen, stattdessen als Widerspruch im empirischen Feld selbst verortet werden. Dies funktioniert in einer etablierten *working world*, einem Geflecht von Wissensbeständen, Problemhorizonten und Begriffen, die hierauf reagieren und Probleme mit konsolidieren. Diese *working world* ist strukturiert durch Repräsentationen von Bewohner*innen, Kulturen oder Gesellschaften des Globalen Südens als in einem Stadium des ‚noch nicht‘. Die Erzählung über ein Anderes der Autonomie, das im Globalen Süden zu verorten sei, und erst recht bei Frauen, entsteht in diesem Geflecht als soziologisches Standardnarrativ. Wie zentral dieses Narrativ in der Soziologie verankert ist, zeigt sich daran, dass die Verortung des Widerspruchs im Feld gerade so gut funktioniert, weil der ans Feld herangetragene Begriff die entsprechende Differenzsetzung – zwischen autonomen und abhängigen Subjekten – nahelegt.

4.2 Scheitern

Eine andere Studie, das Buch „Politics of Piety: The Islamic Revival and the Feminist Subject“ von Saba Mahmood (Mahmood 2004), öffnete in meinem Forschungsprozess den Weg in Richtung eines produktiven Scheiterns. Saba Mahmood verbindet ihre Frage nach Erklärungen für „moralische Reformbewegungen“, wie der ägyptischen Frömmigkeitsbewegung, mit einer Kritik des Stellenwertes der Suche nach Widerständigkeit und Autonomie in feministischer Theorie. In einem Kapitel stellt sie zwei Aussagen ihrer Interviewpartnerinnen gegenüber, die auf den ersten Blick sehr ähnlich wirken. Zwei Frauen – die erste sich selbst als „säkulare Muslimin“ beschreibend, die zweite als Teil der Frauen-Moschee-Bewegung in Kairo – erklären beide ausführlich, warum man eine „starke Persönlichkeit“ haben müsse, wenn man als Frau unverheiratet in Ägypten leben wolle. Mahmood interpretiert die Aussagen detailliert und zeigt auf, dass beide völlig Verschiedenes damit meinen. Die erste Frau (Sana, s.u.) formuliert: „Self-esteem makes you independent of what other people think of you. You begin to think that you are worth not in terms of marriage and men, but in terms of who you *really are*“ (Mahmood 2004: 172). Die zweite Frau (Nadia, s.u.) antwortet auf die Frage, was sie mit „starker Persönlichkeit“ meine: „You must be patient in the face of difficulty, trust in God, and accept the fact that this is what He was willed as your fate: if you complain about it all the time, then you are denying that it is only God who has the wisdom to know why we live in the conditions we do and not humans“ (Mahmood 2004: 170). Mahmoods Erklärung des Unterschiedes zwischen den Erzählungen läuft darauf hinaus, dass diese „different modalities of agency“ zeigten (Mahmood 2004: 155). Mit Bezug auf die beiden Erzählungen formuliert sie konkreter:

Just as the practice of self-esteem structured the possibilities of action that were open to Sana, so did the realization of *sabr* [ungefähr *patience* – JV] for Nadia, enabling certain ways of being and foreclosing others. It is clear that certain virtues [...] have lost their value in the liberal imagination and are considered emblematic of passivity and inaction [...]. But *sabr* in the sense described by Nadia and others does not mark a reluctance to act. Rather, it is integral to a constructive project: it is a site of considerable investment, struggle, and achievement. What Nadia's and Sana's discussions reveal are two different modes of engaging with social injustice, one grounded in a tradition that we have come to value, and another in a nonliberal tradition that is being resuscitated by the movement I worked with. (Mahmood 2004: 174)

Mahmood geht über Kabeer hinaus und bettet Autonomie als spezifisches Muster der Selbst-Thematisierung ein, das historisch-kulturell verortet werden muss und das erst vor dem Hintergrund eines liberalen Freiheitsideals Kontur gewinnt. Dass eine ihrer Interviewpartnerinnen gerade auf dieses erwartete Muster der Selbst-Thematisierung abzielt, zeigt dessen globale Relevanz. Doch andere Erzählungen, die auf den ersten Blick ähnlich zu sein scheinen, legen nahe, die ‚Widerständigkeit‘ der Empirie ernst zu nehmen, andere Muster der Selbst-Thematisierung ebenfalls wahrzunehmen und im Anschluss neue theoretische Erklärungen zu finden. In Mahmoods Fall sind dies Erklärungen für das Engagement der Frauen in der Frömmigkeitsbewegung, die diese nicht als Zeichen der Widerständigkeit gegen

eine patriarchale Ordnung oder Bestrebungen nach größerer Autonomie deuten. Mahmoods Analyse weist einen anderen Weg als Kabeers, weil sie uns zwingt, klarer zu formulieren, unter welchen empirischen Umständen genau Selbst-Thematisierungen, die auf Autonomie abzielen, plausibel werden.

Der heuristische Nutzen des von mir ursprünglich ans Feld herangetragenen Begriffes – der Begriff der Emanzipation, der den Autonomie-Begriff impliziert – war für mich nach dem Lesen von Mahmoods Arbeit nicht mehr gegeben; der Begriff scheiterte. Stattdessen führte mir Mahmoods Studie auf allgemeinere Weise den Problemhorizont vor Augen, um den diese Begriffe kreisten: Mahmood redet im obigen Zitat auch von „modes of engaging with social injustice“ (Mahmood 2004: 174). Für mich wurde also im Forschungsprozess zunehmend plausibel, dass Autonomiebestrebungen nur ein Modus sind, in dem Ungerechtigkeiten kritisiert werden können – ein Modus, der mir offensichtlich sehr vertraut war. Mahmoods Analyse zeigt also auf, dass eine Chance qualitativer Forschung in Kontexten des Globalen Südens darin besteht, dass durch das Scheitern bestehender Begriffe die den Theorien eingeschriebenen situierten Entstehungsgeschichten zu Tage treten. Ein implizit als allgemeingültig angenommenes Musters der Selbst-Thematisierung erweist sich als historisch-kulturell spezifisch und deshalb nur unter bestimmten Bedingungen lebenspraktisch plausibel. Dieses implizite Wissen bedingt theoretische Schließungsprozesse – die ihre Wirkung möglicherweise auch im globalen Norden entfalten, wenn man davon ausgeht, dass auch hier Menschen unter völlig unterschiedliche Bedingungen leben und damit ganz verschiedene Lebens- und Erfahrungskontexte aufweisen.

Nun führen aber weder Kabeers noch Mahmoods Analyse schon zu tragfähigen neuen Konzepten. Kabeers Lesart einer begrenzten Autonomie verbleibt in einer Subsumtionslogik und verschließt sich somit dem möglicherweise produktiven Scheitern der Begriffe. Diese Logik erklärt Connell, wenn sie ausführt, dass Universalitätsansprüche von „Northern Theory“ gerade auch durch die Unterordnung ‚neuer‘ Fälle unter die gleichen Erklärungsmuster bzw. Begriffe funktionieren (Connell 2006: 258). Die bisherigen Ausführungen laufen dagegen darauf hinaus, jeden empirischen Fall als mögliche Herausforderung der ans Feld herangetragenen Begriffe zu verstehen – nicht umgekehrt, als Herausforderung der*des Forschenden, diesen Fall zu subsumieren. Mahmoods Analyse weist in Richtung eines produktiven Scheiterns, sie selbst schließt aus der Empirie allerdings gerade nicht, dass sie einen neuen Begriff suchen muss. Stattdessen versucht sie den Begriff, mit dem sie ursprünglich ans Feld herangetreten ist, auszudifferenzieren und redet nun von „multiple modalities of agency“. Das erinnert an das Schicksal des Modernebegriffs, den man ebenfalls angesichts global vielfältiger Entwicklungspfade durch Ausdifferenzierung zu retten versuchte (z.B. Eisenstadt 2000; Randeria 1999).

Mahmood argumentiert also, dass der Autonomiebegriff, mit dem auch sie ans Feld herangetreten ist, nur für eine Modalität von Agency steht, die gleichberech-

tigt neben anderen existiert. Dies führt zu verständlicher Kritik, weil der Agency-Begriff gerade als Hoffnungsträger des liberalen Freiheitsgedankens fungiert, also als Hoffnungsträger einer historisch-kulturell spezifischen aber global auf verschiedene Weisen sehr wirkmächtigen Idee, wie menschliches Wohlergehen zu erreichen sein könnte. Es stößt entsprechend auf Widerstand, die normative Stoßrichtung des Begriffes zu relativieren, indem andere Bestrebungen völlig gleichgesetzt werden (z.B. Ranganathan 2016). Mahmoods Ausführungen sind zudem widersprüchlich, wenn sie erst aufzeigt, wie spezifisch der Autonomiegedanke ist, der in den Agency-Begriff eingeschrieben ist und dann dafür plädiert, die verschiedenen Formen von Kritik an sozialer Ungleichheit alle als „modalities of agency“ zu beschreiben.

An einem Beispiel aus meiner eigenen Forschung zu vernakulären Grundlagen von Sozialkritik, Protest und Prozessen der Selbst-Transformation in südindischen Frauenorganisationen zeige ich im Folgenden auf, wie ein neuer, übergreifender konzeptueller Rahmen entstehen kann.

4.3 Neues Theoretisieren

In vier Treffen erzählte mir Sarvitha⁸ insgesamt fast 9 Stunden lang ihre Lebensgeschichte. Als ich sie zum ersten Mal traf, lebte sie zusammen mit ihrem Sohn und einer ihrer Töchter in einem kleinen Haus aus Beton mit nur einem Zimmer in einer informellen Siedlung am Ufer eines Kanals in Chennai. Die älteste Tochter hatte bereits geheiratet und die zweitälteste hatte kurz vor den Examen für ihre Hochschulreife Selbstmord begangen. Sarvitha war zum Zeitpunkt unseres ersten Treffens 42 Jahre alt und lebte seit zwanzig Jahren allein mit ihren Kindern, weil ihr Mann wieder geheiratet hatte und mit seiner anderen Ehefrau zusammenlebte. In unserem ersten, eher oberflächlichen Interview sprach Sarvitha viel davon, wie sie sich durch ihre Mitarbeit in der Frauenorganisation und der Teilnahme an Frauengruppen, die durch diese organisiert wurden, verändert hatte. In den drei darauffolgenden Interviews erzählte sie mir jedoch viel ausführlicher wie es zu ihrer Ehe kam, wie ihr Mann erneut heiratete, wie sie die vier Kinder alleine großzog und wie sie vom hinduistischen Glauben zu einer Kirche der Pfingstbewegung konvertierte. Was zunächst wie eine Geschichte über ‚Emanzipation‘ oder einen ‚Autonomiegewinn‘ klingen kann, ist also bei genauerem Hinhören auch eine Geschichte über eine religiöse Konversion. Die Begriffe und Symbolik, auf die Sarvitha in ihrer Erzählung zurückgreift, zeigen darüber hinaus, dass sie eher eine Geschichte über ein ‚Erbblühen‘ als über zunehmende ‚Autonomie‘ erzählt. Das möchte ich im Folgenden anhand von zwei Sequenzen aus ihrer Erzählung verdeutlichen.

In der ersten Hälfte unseres zweiten Gesprächs erzählte Sarvitha in vielen verschiedenen Aspekten, wie schlimm ihre Ehe war. Hier ein Beispiel:

He used to punch and hit me back and forth. [...] I didn't even know how to ask: 'Why are you beating me?' I used to work like a cow. [...] I scrubbed the pots, washed the clothes, and served the

8 Der Name ist ein Pseudonym.

food. I did all the work for everyone. I was like a *cekku* cow.⁹ But I didn't even know what difficulty [*kaṣṭam*] meant. I didn't even know to think: 'Why are they asking me to do so much work?' I was brought up within the house. [...] I was not able to differentiate between good and bad. In that house, they took advantage of the fact that I didn't know.¹⁰

Einerseits bezieht sie sich auf ihr vorheriges Unwissen und ihre fehlende moralische Urteilskraft, für die sie vor allem den Erziehungsstil ihrer Eltern verantwortlich macht. Sie weist damit indirekt schon auf spätere Erzählungen hin, in denen sie herausstellt, dass sie heute eine solche moralische Urteilskraft besitzt – und ihre Kinder anders großzieht. Andererseits etabliert sie durch die detaillierten Beschreibungen der schlechten Behandlung und all des Leidens, das sie in ihrer Ehe erfahren hat, die Einsicht, dass ein „gutes Leben“ für sie sicher nicht in der Ehe zu erreichen war.

Zu einem späteren Zeitpunkt im selben Interview erzählte Sarvitha dann, wie sie durch ihre Beziehung zu Gott lernte, was das „gute Leben“ für sie ist:

When I went to church, I used to cry and suffer a lot. Then, I felt like some *śakti* [energy, power, ability – JV] coming inside me from the Bible. I didn't know them and they also didn't know me. But there was a kind of attraction [*irppu*] in the words they said, a connection from the heart. [...] I started having dreams. An old person putting powder¹¹ on my shoulders and dragging me from one shore to another shore. I complained that it was so muddy. He encouraged me to come through the mud and I saw flowers blooming everywhere in the mud. He pulled me to the other shore and said: "This is your life. Your life with your husband was hell. This only is the good life for you."

Das Leben mit ihrem Ehemann beschreibt Sarvitha also als „schlammig“ oder als „Hölle“; am „anderen Ufer“, ohne Ehemann, wachsen Blumen aus dem Schlamm. Die Symbolik des Aufblühens ist ein verbreitetes Motiv in der idealisierten Darstellung weiblicher Lebensverläufe in Tamil Nadu, die auf der Annahme basieren, dass Pubertät, Ehe und die Geburt von Kindern Frauen zunehmend zum „Erbblühen“ (*pūppu*) bringen (Ram 2007). Kalpana Ram macht deutlich, dass vor dem Hintergrund dieser idealisierten Vorstellungen eine bestimmte Form von Kritik plausibel wird, die sich zum Beispiel gegen eine arrangierte Ehe im Kindesalter oder gegen häusliche Gewalt richten kann: Frauen beklagen, dass sie, ganz im Gegenteil zum idealisierten Narrativ des Erblühens, in ihrem Leben Pubertät, Ehe

9 Ein *cekku* ist eine mechanische Ölpresse, die von einer Kuh betrieben wird, indem diese im Kreis um die Presse läuft.

10 Die Interviews wurden in Tamil, der lokalen Sprache, geführt und von Muttersprachler*innen simultan ins Englische übersetzt. Die tamilischen Transkripte habe ich im Anschluss zusammen mit Muttersprachler*innen erneut detailliert ins Englische übertragen. Ich selbst verfüge über Grundkenntnisse der tamilischen Sprache und konnte die Interviews schon vor Ort inhaltlich nachvollziehen.

11 Es ist nicht ganz klar, welche Art von „Puder“ Sarvitha hier meint. Sie könnte sich auf Kurkuma beziehen, das in Tamil Nadu eine zentrale symbolische Funktion in Ritualen der Reinigung hat (Beck 1969: 559). Kurkuma spielt auch eine Rolle in Hochzeitsritualen und genereller in Ritualen für Frauen. Isabelle Nabokov beschreibt zum Beispiel, wie die symbolische Bedeutung, die Kurkuma zugeschrieben wird, in Ritualen, die Witwenschaft markieren, aufgegriffen wird (Nabokov 2000).

oder Geschlechtsverkehr und Schwangerschaft als verfrüht, vorzeitig, leidvoll und zerstörerisch erfahren haben (Ram 2007). Sarvithas Erzählung schließt an diese Form der Kritik an, bezieht sich auf das Narrativ des Erblühens und dreht es um: Das Leben mit ihrem Ehemann war für sie zerstörerisch, ein Leben ohne ihn empfindet sie als Erblühen.

Es würde damit dem Eigensinn des Feldes und Sarvithas Erzählung nicht gerecht, zu schlussfolgern, dass Sarvitha das Verhalten ihrer Eltern, ihres Ehemannes oder ihrer Schwiegerfamilie in der retrospektiven Reflexion mit Bezug auf Vorstellungen über Autonomie oder einen liberalen Freiheitsbegriff kritisiert, die für sie im Rahmen der Frauenorganisationen plausibel geworden sind. Stattdessen wird sichtbar, dass es (zumindest auch) eine andere Grundlage für Sarvithas Kritik gibt, die wir mit Rückgriff auf die zu Beginn ans Feld herangetragenen Heuristiken leicht übersehen könnten.

Im Ergebnis dieses Prozesses über die Reflexion der verwendeten Begriffe kam ich dazu, Mahmoods Überlegungen weiterzuführen und von *multiplen Modalitäten von Sozialkritik*¹² zu sprechen. Die Frage nach Autonomiebestrebungen – und meine ursprüngliche Frage nach „verschiedenen Wegen der Emanzipation“ – erweist sich als nur eine mögliche (begriffliche) Auseinandersetzung mit dem Problemfeld, die aus einer bestimmten Erkenntnis- und Handlungsperspektive plausibel ist. Autonomieansprüche können dann immer noch als ein möglicher, auch wünschenswerter, handlungsleitender Zugang zur sozialen Welt erscheinen. Daneben wird aber der Blick auf weitere Modi von Sozialkritik geöffnet, die relevant und wirksam sein können. Im Ergebnis entsteht ein differenzierteres Bild von Formen von Sozialkritik – was ganz sicher nicht nur zum Verständnis von Prozessen im Globalen Süden hilfreich ist.¹³

5. Zusammenführung

Ich habe nachgezeichnet, wie ich in meiner eigenen Forschung von anfänglich ans Feld herangetragenen Begriffen über starke Immunisierungstendenzen gegen ein Scheitern dieser Begriffe und anfängliche Sackgassen hinweg, in der Auseinandersetzung mit bestehenden Studien und in der Konfrontation mit dem Feld zu einem erweiterten begrifflichen Rahmen gekommen bin. Wenn wir verschiedene

- 12 In meinem Forschungsprozess half dieser übergeordnete Begriff, die ursprünglich ans Feld herangetragenen Begriffe zu dezentrieren. Auch in Bezug auf diesen neuen Begriff lässt sich aber wieder fragen, welche Aspekte er eher verdeckt und welches Wissensgeflecht er mit sich trägt. Hier wird die prinzipielle Unabgeschlossenheit eines Prozesses sichtbar, der zum Ziel hat im Wechselspiel von bestehenden Begriffen und empirischer Forschung Theoriebildung zu betreiben.
- 13 Ich sehe zum Beispiel Parallelen zum Anliegen von Linda Beck und Linus Westheuser, eine „Kartierung der alltäglichen Gesellschaftskritik“ von Arbeiter*innen vorzunehmen (Beck/Westheuser 2022) oder zu Inken Heldts Vorgehen in ihrer Dissertation über „Alltagsvorstellungen über Menschenrechte“ in Schulen (Heldt 2018).

Modalitäten von Sozialkritik betrachten, erscheinen Autonomiebestrebungen, also Formen der Kritik, die die unrechtmäßige Einschränkung individueller Freiheitsrechte beklagen, nur als *eine* solche Modalität. Sie erscheinen als eine spezifische Auseinandersetzung mit einem Problemkomplex, der sich in verschiedenen Gesellschaften auf unterschiedliche Weise stellen kann.

Will man, wie ich es oben bereits gemacht habe, diese Erfahrung aus meiner eigenen Forschung als Technik der Begriffsbildung verallgemeinern, ergeben sich einige offene Fragen. Das Verhältnis zwischen Begriffen und Feld (und Forschenden) ist gerade in Forschungsprozessen in Ländern des Globalen Südens durch Schließungsmechanismen mitbestimmt, die theoretische Innovationen verhindern. Ein möglicher Einwand ist, dass das Beispiel aus meiner Forschung nicht verallgemeinerbar ist, weil der ins Feld mitgebrachte Begriff so stark normativ ist. Weil aber jede Wissensproduktion situiert erfolgt(e), ko-existieren auch klarer definierte, womöglich für manche auf den ersten Blick ‚soziologischere‘ Begriffe in einem Bedeutungsgeflecht mit alltäglichen Problembestimmungen. Wenn wir die Einsicht in die situativen Entstehungsgeschichten der Begriffe also in unsere Forschungspraxis einbeziehen wollen, müssen wir ernst nehmen, dass soziologische Begriffe *immer* in Auseinandersetzung mit einem gesellschaftlich generierten Problemhorizont entstanden sind, der als solcher aus einer „bestimmten Erkenntnis- und Handlungsperspektive“ (Schütze 2019: 211) erscheint. Aus dieser grundlegenden Situiertheit von Wissensproduktion heraus entsteht die Problematik, dass Begriffe im qualitativen Forschungsprozess nicht nur als Heuristiken relevant werden, sondern auch etablierte Wissensgeflechte stützen. Mein Vorschlag ist, die den Begriffen eingeschriebenen situierten Entstehungsgeschichten in Konfrontation mit dem Feld wieder sichtbar zu machen, um den entsprechenden Schließungsprozessen entgegen zu wirken. Über den oben genauer beschriebenen Mechanismus der Selbstimmunisierung hinaus – das Interpretieren von Widersprüchen zwischen Begriff und Feld als Widersprüche, die im Feld zu verorten sind – ist es eine noch offene Aufgabe, weitere Varianten der Selbstimmunisierung durch den empirischen Blick auf die eigene Forschungspraxis zu differenzieren.

Zur erneuten Verdeutlichung der Problematik möchte ich die Struktur begrifflichen Scheiterns – Selbstimmunisierung, Scheitern, neues Theoretisieren – durch eine knappe Reinterpretation bestehender Forschungsergebnisse auf ein weiteres, oben zitiertes Beispiel übertragen. Christiane Reinecke macht deutlich, dass eine historische Re-Lektüre von Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ den Distinktionsbegriff als Beschreibung von „Teile[n] der französischen Gesellschaft Mitte der 1960er-Jahre“ zeige und dass Bourdieus Studie damit vor allem eine „Momentaufnahme einer spezifischen Selbstbeschreibung von Gesellschaft“ sei (Reinecke 2017: beide Zitate S. 378). Es gibt in Indien eine Vielzahl von Studien, die versuchen den Bourdieu'schen Begriff der Distinktion fruchtbar zu machen. Legt man die oben angebrachten Grundannahmen an – die Soziologie bearbeitet gesellschaftliche Probleme, diese stellen sich aber immer aus einer spezifischen Erkenntnis- und Handlungspers-

spektive – müssten sich, schaut man mit dem im Frankreich der 1960er-Jahre entstandenen Begriff auf Indien, nun mindestens einige Differenzen zeigen. In dem Großteil der Studien passiert aber das Gegenteil: das Feld wird an den Begriff „angeschmiegt“. Ich möchte hier nur ein Beispiel herausgreifen.¹⁴ Maryam Aslany betrachtet Konsumpraktiken ländlicher „Mittelklassen“ im indischen Bundesstaat Maharashtra und geht davon aus, dass diese ohne die Thematisierung von Kastendifferenzen aussagekräftig in Bezug auf Klassendynamiken sind (Aslany 2020: 184–200). Aslany greift „Konsum“ als zentrales Merkmal der „Mittelklassen“ heraus und stellt zum Beispiel, in Anlehnung an Bourdieu, Fotos von verschiedenen „Wohnzimmern“ gegenüber (ebd.: 187–191). Allein anhand dieser Bilder werden viele Aspekte sichtbar, die nicht bearbeitet werden können, weil nicht nach Kastendynamiken gefragt wird: Die Verwendung verschiedener Metallarten (z.B. für Küchenutensilien; Lahiri 1995) oder „food habits“ (Aslany 2020: 199; zur Verknüpfung mit Kaste: Deepak 2023) sind so eng mit dem Thema Kaste verknüpft, dass es erstaunlich ist, dass dieses ausgeklammert bleibt.

Auffällig ist also, dass der Distinktions-Begriff zumindest Aslany dazu einlädt, Kastendynamiken in der Analyse zu ignorieren. Hier ist wieder ein Mechanismus der Selbst-Immunisierung am Werk. Es wird eine „koloniale Zeitlichkeit“ (Meinhof 2021) reproduziert, indem eine indische „Moderne“ gezeichnet wird, in der Ungleichheit nur über Distinktion qua Konsum und Lebensstil existiert, in der also scheinbar Kastenungleichheiten keine Rolle (mehr) spielen. Die „rückständigen“ Aspekte werden in die Vergangenheit ausgelagert – oder vielleicht noch in andere Räume (oder andere „Klassen“?). Dies stützt eine in den indischen Mittelschichten verbreitete Selbsterzählung, die Kastenhierarchien als vermeintlich nicht mehr oder zumindest heute weniger relevant de-thematisiert. Es zeigt sich also, dass durch den Begriff der Distinktion in der betrachteten Studie ein Wissensgeflecht aufgespannt wird, in dem nur spezifische Ungleichheiten als Element „moderner“ Gesellschaften sichtbar werden. Es werden lokal anschlussfähige, aber dennoch koloniale Weltbilder reproduziert – der Distinktions-Begriff ‚funktioniert‘ hier ebenfalls in einer etablierten *working world* der Soziologie.

Die weiteren Schritte – 2. prüfen, ob der Begriff tatsächlich scheitert, 3. neues Theoretisieren – erfordern eine detailliertere Auseinandersetzung als es an dieser Stelle möglich ist. Man müsste prüfen, zu welchen Erkenntnissen man kommen kann, schafft man die Verflechtungen von Kasten- und Klassendynamiken zu berücksichtigen.¹⁵ Ein Aspekt, den man vermutlich neu diskutieren müsste, wäre

14 Ich habe nicht den Anspruch, in dieser kurzen Darstellung den zum Teil sehr instruktiven Ansätzen gerecht zu werden.

15 Die Studien, die dies bereits mit verschiedenen Herangehensweisen (z.B. Ethnographien einzelner Dörfer oder quantitative Ansätze) und in Bezug auf verschiedene Aspekte (z.B. Ehepraktiken oder Parteienlandschaft/demokratischer Prozess) realisieren, sind so zahlreich, dass Verweise an dieser Stelle nur unzufriedenstellend selektiv sein könnten.

das Verhältnis von physischer und symbolischer Gewalt.¹⁶ Verändert es etwas, wenn die „Grenzen des Geschmacks“ regelmäßig durch auch physische Bestrafung von Verstößen aufrecht erhalten werden; wenn zum Beispiel Menschen getötet werden, weil sie Rindfleisch essen (Deepak 2023)?

In Bezug auf diese kurze Reinterpretation bestehender Forschungen, die in Indien mit dem Begriff der Distinktion arbeiten, wird eine Haltung sichtbar, die wir als qualitativ Forschende einnehmen können. Die Konfrontation mit einem anders gelagerten empirischen Feld zeigt auf, dass zum Beispiel auch der Distinktionsbegriff in einem kulturell-historisch spezifischen Problemhorizont entstanden ist und darauf reagiert. Ähnlich gelagerte Probleme – Abgrenzungsdynamiken zwischen hierarchisch aufeinander bezogenen gesellschaftlichen Gruppen, die auch über ästhetische Praktiken funktionieren – entstehen vermutlich auch in anderen Gesellschaften, aber womöglich auf andere Weise. So wie wir einerseits sehr vorsichtig mit der Annahme umgehen sollten, dass der Begriff der Distinktion uns hilft, diese zu verstehen, so könnte er doch andererseits gerade die Suche nach solchen alltäglichen und inkorporierten Abgrenzungsdynamiken anregen – wenn das Wissensgeflecht, in dem er entstanden ist nicht lediglich perpetuiert wird.

Damit sollte klar sein: Immer dann, wenn es eine große (kulturelle) Differenz zwischen dem Entstehungskontext von Begriffen und dem Feld ihrer erneuten Anwendung gibt, kann es dazu kommen, dass wir deren Geltungsbereich im Forschungsprozess auf einen bestimmten historisch-kulturellen Bereich einschränken müssen. Ich argumentiere, dass Begriffe scheitern, wenn in der Konfrontation mit dem Feld offensichtlich wird, dass sie eine spezifisch situierte Auseinandersetzung mit einem Problembereich anbieten, die im konkreten Fall deplatziert ist – obwohl parallel sichtbar wird, dass es sich durchaus um einen vergleichbaren Problembereich handelt. Gerade das macht das Scheitern produktiv: Weil sich in der Auseinandersetzung mit dem Feld ein neues Verständnis herauskristallisieren kann, aus welchen vorher unzugänglichen Erkenntnis- und Handlungsperspektiven man den Problembereich ebenfalls eingrenzen kann, kann ein neuer Begriff entstehen, der eher hilft, das ‚Problem‘ tatsächlich im Sinne einer globalen Soziologie zu beschreiben und zu erklären. Das Scheitern von Begriffen ist eine empiriegestützte Praxis der Theoriebildung, weil ein solches Vorgehen dazu auffordert, durch das Sichtbarmachen der situativen Entstehungsgeschichten der Begriffe, die ihnen eingeschriebenen Ansprüche der Generalisierung strikt zu prüfen. Gerade dadurch, dass die Begriffe selbst wieder zur ‚Empirie‘ werden, bekommen sie in der Triangulation als situiertes Wissen eine neue Funktion. Sie können in der Zuwendung zum Feld und zusammen mit den entsprechenden vorher unzugänglichen Erkenntnis- und Handlungsperspektiven helfen, den Anspruch der Generalisierung auf erweiterter

16 Zur theoretischen Irritation, die die Wirklichkeit alltäglicher physischer Gewalt in Bezug auf Bourdieus Konzepte auslöst, siehe auch Gorringe/Rafanell 2007: 107f. oder, mit Bezug auf Cambodia, Bultmann 2023: 89f.

empirischer Grundlage und im Sinne einer multiperspektivischen Sozialtheorie (Randeria 1999: 373) neu zu verfolgen.

Literaturverzeichnis

- Abend, Gabriel (2008): The Meaning of 'Theory'. *Sociological Theory* 26(2): 173-199.
- Agar, Jon (2012): *Science in the Twentieth Century and Beyond*. Cambridge: Polity Press.
- Asad, Talal (1986): The Concept of Cultural Translation in British Social Anthropology, in: James Clifford & George E. Marcus (Hrsg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press. S. 141-164.
- Aslany, Maryam (2020): *Contested Capital: Rural Middle Classes in India*. New Delhi: Cambridge University Press.
- Beck, Brenda E. F. (1969): Colour and Heat in South Indian Ritual. *Man* 4(4): 553-572.
- Beck, Linda & Westheuser, Linus (2022): Verletzte Ansprüche. Zur Grammatik des politischen Bewusstseins von ArbeiterInnen. *Berliner Journal für Soziologie* 32: 279-316.
- Becker, Johannes & Burchardt, Marian (2023): Doing Global Sociology: Qualitative Methods and Biographical Becoming after the Postcolonial Critique – An Introduction. *Historical Social Research* 48(4): 7-32.
- Berger, Yvonne (2020): *Biographische Orientierungen im Bildungsverlauf. Eine rekonstruktive Studie im städtischen China*. Wiesbaden: Springer.
- Bhambra, Gurminder K. (2014): *Connected Sociologies*. London, New York: Bloomsbury.
- Bhambra, Gurminder K., Mayblin, Lucy, Medien, Kathryn & Viveros-Vigoya, Mara (Hrsg.) (2024): *The Sage Handbook of Global Sociology*. London: Sage.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Böcker, Julia, Dreier, Lena, Eulitz, Melanie, Jakob, Maria & Leistner, Alexander (Hrsg.) (2018): *Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Bueno, Arthur; Teixeira, Mariana & Strecker, David (Hrsg.) (2023): *De-Centering Global Sociology. The Peripheral Turn in Social Theory and Research*. New York: Taylor & Francis.
- Bultmann, Daniel (2023): A Global and Diachronic Approach to the Study of Social Fields. *Historical Social Research* 48(4): 81-103.
- Cappai, Gabriele (2005): Der interkulturelle Vergleich. Herausforderungen und Strategien einer sozialwissenschaftlichen Methode, in: Ilja Srubar, Joachim Renn & Ulrich Wenzel (Hrsg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 48-78.
- Chakrabarty, Dipesh (2000). *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press.
- Clifford, James (1986): Introduction: Partial Truths, in: James Clifford & George E. Marcus (Hrsg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press. S. 1-26.
- Clifford, James & Marcus, George E. (Hrsg.) (1986): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.

- Connell, Raewyn (2006): Northern theory: The political geography of general social theory. *Theory and Society* 35: 237-264.
- Connell, Raewyn (2011): *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. 2. Aufl. Cambridge: Polity Press.
- Conrad, Sebastian & Randeria, Shalini (2002): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Kultur- und Geschichtswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Deepak, Sharanya (2023): India's Beef with Beef. *The Baffler* 67: 74-81.
- Eisenstadt, Shmuel N. (2000): Multiple Modernities. *Daedalus* 129(1): 1-29.
- Fuchs, Martin (2005): Interkulturelle Hermeneutik statt Kulturvergleich. Zur sozialen Reflexivität der Deutungsperspektiven, in: Ilja Srubar, Joachim Renn & Ulrich Wenzel (Hrsg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 112-150.
- Gorringe, Hugo & Rafanell, Irene (2007): The Embodiment of Caste: Oppression, Protest and Change. *Sociology* 41(1): 97-114.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies* 14(3): 575-599.
- Harding, Sandra (1995): "Strong objectivity": A response to the new objectivity question. *Synthese* 104 (1995): 331-349.
- Heldt, Inken (2018): *Die subjektive Dimension von Menschenrechten. Zu den Implikationen von Alltagsvorstellungen für die Politische Bildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hirschauer, Stefan (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 165-187.
- Honneth, Axel (1998): Democracy as Reflexive Cooperation: John Dewey and the Theory of Democracy Today. *Political Theory* 26(6): 763-783.
- Hussein de Araújo, Shadia (2015): Postkoloniale Schlüsselkategorien und translokale Theoriebildung. Kommentar zu Stephan Lanz' „Über (Un-)Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren“. *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3(1): 91-96.
- Kabeer, Naila (2011): Between Affiliation and Autonomy: Navigating Pathways of Women's Empowerment and Gender Justice in Rural Bangladesh. *Development and Change* 42(2): 499-528.
- Kalthoff, Herbert, Hirschauer, Stefan & Lindemann, Gesa (2008): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kalthoff, Herbert & Hirschauer, Stefan (2022): Theoretische Ethnografie, in: Angelika Pöferl & Norbert Schröer (Hrsg.), *Handbuch Soziologische Ethnographie*. Wiesbaden: Springer VS. S. 339-351.
- Knoblauch, Hubert (2008): Sinn und Subjektivität in der qualitativen Forschung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 210-233.
- Lahiri, Nayanjot (1995): Indian Metal and Metal-Related Artefacts as Cultural Signifiers: An Ethnographic Perspective. *World Archaeology* 27(1): 116-132.
- Mahmood, Saba (2004): *Politics of Piety: The Islamic Revival and the Feminist Subject*. Princeton: Princeton University Press.

- Matthes, Joachim (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(2): 310-326.
- Medina, Leandro Rodriguez & Harding, Sandra (2025): *Decentralizing Knowledges: Essays on Distributed Agency*. Durham, NC: Duke University Press.
- Meinhof, Marius (2021): Die Kolonialität der Moderne: Koloniale Zeitlichkeit und die Internalisierung der Idee der ‚Rückständigkeit‘ in China. *Zeitschrift für Soziologie* 50(1): 26-41.
- Nabokov, Isabelle (2000): *Religion Against the Self: An Ethnography of Tamil Rituals*. New York: Oxford University Press.
- Oevermann, Ulrich (2001): Das Verstehen des Fremden als Scheideweg hermeneutischer Methoden in den Erfahrungswissenschaften. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 2(1): 67-92.
- Parvulescu, Anca & Boatcă, Manuela (2022): *Creolizing the Modern. Transylvania across Empires*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2021): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 5. Aufl. Oldenburg: De Gruyter.
- Ram, Kalpana (2007): Untimeliness as moral indictment: Tamil agricultural labouring women's use of lament as life narrative'. *The Australian Journal of Anthropology* 18(2): 138-153.
- Randeria, Shalini (1999): Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie. *Soziale Welt* 50(4): 373-382.
- Ranganathan, Bharat (2016): Mahmood, Liberalism, and Agency. *Soundings: An Interdisciplinary Journal* 99(3): 246-266.
- Reichert, Jo (2021): Limits of interpretation or interpretation at the limits: Perspectives from hermeneutics on the re-figuration of space and cross-cultural comparison. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 22(2), Art. 18, <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3737> [Datum des Zugriffs: 23. April 2025].
- Reinecke, Christiane (2017): Der (damalige) Geschmack der Bourgeoisie. Eine historische Re-Lektüre von Pierre Bourdieus »Die feinen Unterschiede« (1979). *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 14(2): 376-383.
- Said, Edward W. (2003) [1978]: *Orientalism*. London: Penguin Books.
- Santos, Fabio & Ruvisio, Clara (2024): *Globale Soziologie. Vergessene Theorien, Verflochtene Geschichten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schützeichel, Rainer (2019): Das Problem der Situation. Über einen operativen Begriff der Soziologie. *Mittelweg* 36 28(1-2): 205-225.
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Strübing, Jörg, Hirschauer, Stefan, Ayaß, Ruth, Krähnke, Uwe & Scheffer, Thomas (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie* 47(2): 83-100.
- Swedberg, Richard (2014): *The Art of Social Theory*. Princeton: Princeton University Press.
- Swedberg, Richard (2016): On the heuristic role of concepts in theorizing, in: Peter Sohlberg & Håkon Leulufsrud (Hrsg.), *Theory in Action: Theoretical Constructionism*. Leiden: Brill. S. 23-38.

- Vogl, Janna (2020). From agency to action? Women and development cooperation in South India. *Dissertation, Soziologie, Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Erfurt*.
- Vogl, Janna & Dreier, Lena (2025): Sequenzanalytische Verfahren "provinzialisieren": Grenzen der Interpretation als methodische Impulse. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 26(1), Art. 9, <https://doi.org/10.17169/fqs-26.1.4220> [Datum des Zugriffs: 05. Mai 2025].
- Wohlrab-Sahr, Monika (2018): Theorie fürs Große, Methoden fürs Kleine? Überlegungen zum methodisch gestützten Stabhochsprung in der Kulturosoziologie, in: Julia Böcker, Lena Dreier, Melanie Eulitz, Maria Jakob & Alexander Leistner (Hrsg.), *Zum Verhältnis von Empirie und kulturosoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 34-51.